

Verspätete Gerechtigkeit

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

cruz kommt und irgendwelche Hilfe oder Auskunft braucht.

Richard hatte den hemdärmeligen Portier abgelöst, als der Polizist und ich wieder bei der *posada* eintrafen. Er war ein schöner, junger Mexikaner mit vielen weissen Zähnen und schwarzem Lockenhaar. Sowie wir in die Halle traten, zückte er seine Sozialversicherungskarte.

«Herr Datsch aus San Franzisko?» sagte er mit einem so wundervollen Friskoakzent, dass das Heimweh mich packte. «Ich habe sechs Jahre in der Missionsstrasse gewohnt. Nennen Sie mich Richard.»

Wir drückten einander die Hand. Ich fand es bemerkenswert, dass er mich so rasch identifiziert hatte (bis ich entdeckte, dass ich der einzige Gast der *posada* war), aber ich kümmerte mich weiter nicht darum. Ich wollte nur den verflixten Polizisten loswerden, bevor er den Wunsch äusserte, mit mir zu baden. Ich sagte: «Hören Sie Richard, dieser Kerl möchte mich in der Stadt herumlotsen, und ich kann ihn nicht brauchen. Können

Sie ihn mir vom Halse schaffen, ohne ihn zu kränken?»

«Warum ihn nicht kränken?»

«Nein, er meint es ja nur gut mit mir.»

Richard zückte die Schultern. «Gut. Mire, hombre . . .»

Nie in meinem Leben war ich Zeuge einer diplomatischeren Abwimmelei. Richard war ein eleganter Schwindler, und es gelang ihm den Polizisten vor gutem Willen brennend, nach Hause zu schicken. Zum Abschied gab ich ihm fünf Peso, damit er auf meine Gesundheit trinken konnte, obwohl Richard sagte, ich sei ein Trottel. Der junge Mexikaner war offensichtlich ein sehr nützlicher Mann, und ich fragte ihn gleich, ob er ein paar Peso verdienen wolle, indem er am nächsten Tage für mich dolmetschte; er sagte begeistert zu. Nachdem das abgemacht war, erkundigte ich mich, wo ich etwas zu essen und zu trinken bekommen könnte.

(Aus: «So grün war mein Vater». Von David Dodge. Albert Müller Verlag AG., Rüslikon bei Zürich.)

VERSPÄTETE GERECHTIGKEIT

Einem unter seinen Schülern kannte der Lehrer Töpfel gut, denn er war mit den Eltern des Jungen befreundet. Es handelte sich um prominente Leute der Stadt, und Herr Töpfel war recht stolz darauf, dass er in dem Haus empfangen wurde. Nur, weil sie den Lehrer persönlich kannten, hatten die Leute ihren Sohn Günter auf die Volksschule geschickt; im allgemeinen gingen die Kinder aus so feinen Familien auf Privatschulen, damit sie nicht unter das gemeine Volk kämen. Herr Töpfel wusste das wohl, und er rechnete es sich zur besonderen Ehre an, dass man Günter seiner Obhut anvertraut hatte.

Günter war ein guter Schüler. Noch nie hatte er dem Lehrer einen Grund zur Klage gegeben. Jeden Tag, bevor er den Unterricht begann, sah Herr Töpfel vorn an seinem Pult die Hausaufgaben aller Schüler nach. Wenn eine Arbeit ungenau oder sonstwie mangelhaft war, so schrieb er darunter «flüchtig». Manche Schüler fanden das in ihrem Heft fast jeden Tag, andere nur selten. Günters Arbeit jedoch war fast immer fehlerlos und einwandfrei. Wenn der Lehrer mit der Durchsicht fertig war, so musste jeder Schüler sein Heft

offen auf der Bank haben; dann ging Herr Töpfel durch die Reihen, und wenn er wo «flüchtig» sah, so gab es eine Tatze. Es ging kein Tag vorüber, an dem nicht einige Tatzen ausgeteilt wurden, was sich oft durch Geschrei und Wehklagen zu erkennen gab. Bei Günter aber konnte der Lehrer immer getrost vorüber gehen.

Da jedoch alles immer so leicht ging, wurde Günter etwas nachlässig mit den Hausaufgaben, und eines Tages stand unter seiner Arbeit «flüchtig», und das bedeutete eine Tatze. Der Junge hatte Angst vor der Tatze, und die Angst wuchs bis zur Folter, je näher Herr Töpfel auf seinem Rundgang kam. Das Sausen des Stockes, das Knallen auf die flache Hand, das Stöhnen des Bestraften hatte nun einen andern Klang. Doch Günter wollte sich zusammennehmen, er würde nicht heulen, und er straffte sich, als Herr Töpfel kam. Aber der sah ihn bloss stumm an und ging vorüber.

Das war eine Warnung. Es war noch einmal gut abgelaufen, aber er musste aufpassen. Es unterlief ihm so bald kein Fehler mehr. Trotzdem stand es nach ein paar Monaten zum zweiten Male da. Diesmal zitterte Günter vor der Tatze. Doch als Herr

Töpfel kam, schüttelte er bloss den Kopf und ging vorüber.

Nach ein paar Wochen geschah es zum dritten Male. Diesmal kam Herr Töpfel, blieb vor Günter stehen, er zögerte und flüsterte dann kaum hörbar: «Zum letzten Male!» Er brachte es nicht fertig, diesem Jungen eine Tatze zu geben, wie ihm von Rechts wegen gebührte; denn so wurden alle andern Kinder behandelt; warum also hier eine Ausnahme machen? Durfte er das? Konnte er das vor sich selbst verantworten? Er konnte es nicht, er durfte es nicht. Es lag ihm schwer auf dem Gewissen. Noch nie hatte er eine Ausnahme gemacht. Und bei Günter jetzt schon dreimal. Er hätte nicht so handeln dürfen. Aber es sollte auch zum letzten Male sein. Dessen war er wenigstens sicher.

Nach ein paar Tagen bereits wiederholte es sich. Günter sass in seiner Bank, in seinem Heft stand «flüchtig». Es war das viertemal. Angstvoll erwartete er den Lehrer, der langsam durch die Reihen schritt, einem Blick in jedes Heft warf, und, wo er «flüchtig» sah, eine Tatze gab. So schritt er auf Günter zu. Als er an seiner Bank ankam, da wurde sein Blick einen Moment unstet, etwa, wie man ganz kurz die Augen schliesst, wenn man darin einen leichten Reiz verspürt, oder wenn man es sich nur einbildet. Jedenfalls, in diesem Augenblick sieht man etwas nicht. So etwas kann vorkommen. Man konnte natürlich nicht von Herrn Töpfel erwarten, dass er sich an alle erinnerte, denen er kurz zuvor den verhängnisvollen Vermerk ins Heft geschrieben hatte. Das wäre zu viel verlangt. Man vergisst so etwas sehr schnell. Und anderseits schritt jetzt Herr Töpfel auch auf eine Reihe von Bänken zu, wo viele schlechte Schüler sassen. An diese dachte er gerade. Schüler, die ihm viel Grund zum Aerger gaben. Die machten ihre Hausaufgaben immer schlecht. Es war ja auch kein Wunder, wenn man diese Kinder sah. Schmutzig waren manche, ungewaschen, ihre Kleider waren oft zerrissen. Sie kamen aus den armen Häusern. Sie wohnten im Hinterhaus im fünften Stock. Eine siebenköpfige Familie in zwei Zimmern vielleicht. Da kümmerten sich die Eltern nicht darum, ob die Kinder ihre Hausaufgaben richtig machten. Da hatten die Eltern genug damit zu tun, Essen herbeizuschaffen, damit sie ihre Brut ernähren könnten. Aus solchen Verhältnissen kamen diese schlechten Schüler oft. Und über diesen Schülern vergass man manches andere, woran man eigentlich hatte denken wollen. Und so ging

Herr Töpfel weiter, und Günter sandte ihm einen zwar dankbaren und liebevollen, aber doch leise erstaunten Blick nach, während Herr Töpfel seinen Rohrstock auf andere Hände sausen liess.

Nachdem das Strafgericht zu Ende war, fing der Unterricht an, und der Unterricht ging weiter, wohl eine halbe Stunde lang. Aber Herr Töpfel war nicht bei der Sache. Aeusserlich war er mit dem Thema des Tages beschäftigt, aber im Unterbewusstsein grübelte er und versuchte, sich gegen seine eigene Anklage zu verteidigen. Doch es gelang ihm nicht. Er gestand sich alles ein. Er wusste, dass er es gesehen hatte, und er wusste, dass er sich erinnert hatte. Er konnte sein Gewissen nicht täuschen. Was hatte er noch vor ein paar Tagen gesagt? «Zum letzten Male!» Und nun hatte er sein Wort gebrochen. Unehrllich und unehrenhaft hatte er gehandelt. Feigheit und Schwäche war es gewesen, Lüge und Betrug.

Von diesem innerlichen Zwist merkten die Schüler nichts. Wie gewöhnlich erschien ihnen der Lehrer während des Unterrichts. Mit derselben Ruhe, Strenge und Würde stand er vor der Klasse. Er erklärte die Teilung, die nicht aufging: « $29:7 = 4$, Rest 1», schrieb er an die Tafel, und « $53:8 = 6$, Rest 5». Er schüttelte den Kopf. Die Schüler wussten nicht warum. «Ich hätte es nicht tun dürfen», dachte er; « $11:5 = 2$ », schrieb er, «Rest wieviel?» fragte er die Klasse. «Rest 1», rief Günter. «Richtig», sagte Herr Töpfel und schrieb es an die Tafel. «Er ist der Klügste», dachte der Lehrer, aber sofort machte er sich wieder Vorwürfe: «Wenn er auch der Klügste ist, ich hätte ihm doch vorhin eine Tatze geben sollen. Auch andere sind klug, und wenn ihre Arbeit flüchtig ist, werden sie bestraft. Eine Gemeinheit ist das, was ich mache. Ich habe kein Ehrgefühl. « $38:6 = 6$, Rest wieviel?» — «Rest 2», liess sich einer vernehmen, und wieder war es Günter. «Richtig», sagte Herr Töpfel und dachte: «Er kann schneller rechnen als alle andern. Aber trotzdem, das hat mit der Strafe nichts zu tun. Ich hätte ihm eine Tatze geben sollen. Ich habe es nicht getan, weil ich Angst habe, er erzählt es seinen Eltern, und die nehmen es mir übel, und dann werde ich vielleicht nicht mehr eingeladen, und ich fühle mich so geschmeichelt, dass ich da verkehren darf, und weil ich den Jungen von den vornehmen Leuten in der Klasse habe. Als ob seine Anwesenheit eine Gnade wäre! Zum Donnerwetter! Ich soll mich vor einem kleinen Jungen beugen? Ein Schwächling bin ich. Ein Kriecher. $23:4 = 5$, Rest

wieviel?» — «Rest 3», rief Günter sofort. «Richtig», nickte der Lehrer und dachte: «Da! Er ist allen voraus. Da sieht man's doch. Das sind doch immerhin mildernde Umstände. Wenn er dumm wäre, dann wäre es etwas ganz anderes. Aber er ist der einzige, der mir jedesmal die rechte Antwort gibt. Das fällt doch ins Gewicht. Das muss man doch in Betracht ziehen. Aber es handelt sich ums Prinzip. Vier Ausnahmen habe ich bei ihm gemacht. Und bei allen andern keine. Das ist falsch. Alle vier Ausnahmen sind falsch. Ungerecht sind sie alle vier. Falsch und noch einmal falsch!» — «69:7 = 9, Rest wieviel?» — «Rest 4», rief Günter. «Falsch!» rief Herr Töpfel. Und plötzlich griff er nach dem Stock, rannte auf Günter zu und gab ihm eine Tatze. «So!» schrie er, «ich gebe dir Rest vier! Andere Hand! Warte nur, du kriegst Rest vier! So! Rechte Hand! So! Linke Hand! So! Siehst du wohl! Da hast du vier! Da hast du alle vier!»

Wenn Papa krank ist

Nun liege ich also mit einer Angina im Bett. Seit Jahren bin ich nie krank gewesen. Alle Grippeepidemien habe ich siegreich überstanden. Wenn meine Frau und dann, schön der Reihe nach, die Kinder von der Infektion befallen wurden, blieb ich jeweils auf den Beinen und sorgte als Krankenpfleger für die Weiterexistenz unserer Familie. Im Moment, da ich diese Zeilen schreibe, befinde ich mich bereits auf dem Wege der Besserung. Wünsche, die einige Tage lang umständehalber zurückgedrängt werden mussten, melden sich wieder. Zum Beispiel das unwiderstehliche Bedürfnis, etwas zu schreiben. Und so hat mir denn meine Frau auf dem Serviertableau die Schreibmaschine herbeigeschafft. Schweren Herzens, denn sie ist der durchaus vernünftigen Ansicht, dass ein Anginapatient nicht schon am ersten fieberfreien Tag seine Arbeit wieder aufnehmen sollte. Als ich aber mit Nachdruck auf der Erfüllung meines Wunsches bestand, da fiel die Bemerkung, die mir nun nicht mehr aus dem Sinne will. «Männer im Bett sind die reinsten Tyrannen», platzte meine Frau heraus. Im Lichte dieses Ausspruches überprüfte ich sodann meine Anginatage und kam zu der niederschmetternden Erkenntnis, dass ich mich tatsächlich sehr tyrannisch gebärdet hatte. Da hat man mir liebevoll Wickel gemacht, da hat man die

Verabreichung der Medizin und das Messen des Fiebers peinlich genau inne gehalten. Trotzdem wurde ich bereits ein wenig nervös, wenn man mir die Morgenpost verspätet ans Bett brachte oder ein Telephon nicht ausrichtete, das ich für sehr bedeutsam hielt. Mit andern Worten: Ich wurde vom Morgen bis zum Abend richtig verwöhnt, man umsorgte mich wie ein krankes Baby. Alle Befehle und Anweisungen des Patienten wurden widerspruchslos und mit einer rührenden Selbstverständlichkeit erfüllt. Was ich verlangte, wurde mir gleichsam auf dem Servierbrett präsentiert, zuletzt sogar die Schreibmaschine, auf der ich nun meine Beichte verfasse, auf dass alle kranken Männer und ihre Frauen sie beherzigen mögen.

Es war eine lehrreiche Zeit. Wenn man den Gang einer Haushaltung vom Krankenbett aus verfolgt, dann erfährt man zu seinem Erstaunen, dass nicht alles von selber geht. Wir Männer brüsten uns so gern und oft mit unserer schweren Arbeit im Büro. Gemessen am Aerger, der uns an der Arbeitsstätte widerfährt, scheint uns das Tagewerk einer Hausfrau ein Kinderspiel zu sein. Ein Kinderspiel! Bei diesem Ausdruck möchte ich ein wenig verweilen. Kinder spielen nämlich gar nicht von selber. Man muss sie anleiten, anfeuern, ermahnen. Man muss sie für irgendeine Handarbeit begeistern und ihnen helfend zur Seite stehen, auch wenn eigene Verpflichtungen rufen. Natürlich habe ich in meiner Freizeit schon oft mit den Buben gebastelt, habe ihnen Pfeilbogen geschnitzt und die Eisenbahn aufgestellt. Aber das geschah alles zu meinem privaten Vergnügen und zur Erholung nach des Tages Müh und Lasten. Es ist dies jeweils eine angenehme Abwechslung. Aber die Hausfrau und Mutter steht immer mitten drin in ihrem Aufgabenkreis. Sie kann ihm nicht entinnen. Tut sie es dennoch, dann geht sofort alles drunter und drüber. Und der Ehegatte, der vielleicht vom Stammtisch nach Hause kehrt, ist der erste, der sich über die herrschende Unordnung beschwert. Was ist doch gerade heute morgen zwischen 8 und 9 nicht alles passiert. Christoph suchte verzweifelt nach seinem Schulsack; die Mutter und Geschwister krochen buchstäblich auf allen Vieren in der Wohnung herum, um den vermissten Gegenstand irgendwo zu entdecken. Die Suche verlief ergebnislos. Und weil die Zeit drängte, wurde Christoph ohne Schulsack weggeschickt, in der Hoffnung, er werde sich im Klassenzimmer finden. Kaum kehrte die Ruhe in unsere Wohnung zurück, tauchte Christoph wieder